

Eine Welt ohne Gespenster

Ihre Erfahrungen haben sie misstrauisch werden lassen. Aufgeschlossen ist sie aus freien Stücken: Ruth Gabriele Sarah Silten ist 1933 in Berlin geboren und hat Westerbork und Theresienstadt überlebt. Ihre Familie hat unter Antisemitismus gelitten, lange bevor sie das Wort dafür kannte. In jungen Jahren hat sie nahe Verwandte verloren und das Vertrauen darauf, dass Menschen auch wirklich menschlich handeln. Es gibt keine Chance, die Zeit zurückzudrehen, keine Chance, die Gespenster loszuwerden. Aber sie hat gelernt, mit einigen von ihnen umzugehen und gute Momente zu genießen. Jeder kann mit dem, was er tut, einen Unterschied machen, sagt sie denen, die ihre Geschichte hören. Und sie hat einen Ort zum Leben gefunden. Ihre Mails kommen aus Kalifornien, USA, wo sie mit ihrer Frau Meg und einer anderen Überlebenden wohnt, ihrer 85 Jahre alten Bärin Brunette. Ein Bär, gekauft in Berlin.



Bärin Brunette in Gabriele Siltens Wohnung in Kalifornien.

Die meiste Zeit ihres Lebens haben die beiden zusammen verbracht. Der Teddybär war ein Geschenk zu ihrem ersten Geburtstag. Amsterdam war eine Zeitlang ihr Zuhause, ein sicherer Ort, zumindest bis 1940 und von 1945 an, weit weg von der Stadt, die die Hauptstadt von Adolf Hitlers "Drittem Reich" geworden war. Ruth Gabriele Silten war fünf Jahre alt, als ihre Eltern sich dafür entschieden, ins Exil zu gehen. "Ich wollte bleiben", erinnert sie sich. "Ich habe nicht verstanden, warum ich mein Spielzeug und meine Freunde verlassen sollte. Die einzigen Spielsachen, die ich mitnehmen durfte, waren meine Puppe Peter, ein Eichhörnchen von Steiff und mein Teddybär Brunette." Die Parkbänke, Restaurants und Spielplätze von Berlin waren schon für Juden verboten, das Geschäft der Familie verkauft. Die antijüdischen Gesetze von 1935 waren restriktiv gewesen, eine Verletzung der Menschenrechte, aber offenbar nicht das Ende legaler Diskriminierung, sondern nur ein weiterer Schritt auf dem Weg zu Raub, Deportation und Mord. Trotz allem zögerten viele Deutsche jüdischer Abstammung, Orthodoxe und Mitglieder jüdischer Reformgemeinden genauso wie Atheisten, Kommunisten, Sozialisten, fromme Katholiken und nationalkonservative Protestanten, ihre Heimat zu verlassen. Das galt auch für Gabrieles Großmütter Gertrud Teppich, geborene Herz, and Marta Silten, geborene Friedberg, und ihren Großvater väterlicherseits, den Apotheker Dr. Ernst Silten.

"Ich erinnere mich an den Tag, an dem wir weg sind", schreibt R. Gabriele S. Silten in einer von zahlreichen Mails im Juli 2019. "Alle waren am Bahnhof, und ich hatte Angst, dass der Zug ohne uns losfahren würde, weil es mir als Fünfjähriger so vorkam, als ob der Dampf der Lokomotive bedeutete, dass der Zug jede Minute losfahren würde." Unvorstellbar, dass sie nur eine ihrer Großmütter wiedersehen würde. "Niemand hat mir erklärt, warum wir nach Amsterdam gingen. Ich hatte keine Ahnung, dass dieser Umzug von Dauer sein würde", fährt die Holocaustüberlebende, Buchautorin und Dichterin fort, während sie eine lange Liste

von Fragen durchgeht. "Ich erinnere mich überhaupt nicht an die Reise und kaum an meine Kindheit in Berlin. Woran ich mich erinnere, sind Spaziergänge im Park mit Omi Marta und ihrem Hund Piet, einem Bedlington Terrier. Ich erinnere mich auch daran, dass ich in Omi Trudels Haus war und mit ihren ausgestopften Hunden spielen durfte."

Ruth Gabriele Silten hat ihren Großvater mütterlicherseits, Richard Teppich, Opa Richard, nicht gekannt, denn er war 1931 gestorben, kurz bevor ihre Eltern geheiratet hatten, und in Weißensee begraben. Ihre Großmutter Gertrud Teppich nannte sie Omi Trudel. "Sie und Richard hatten drei Töchter", schreibt R. Gabriele S. Silten. „Anita, die Älteste, die mit achtdreiviertel Jahren gestorben war. Dann meine Mutter Ilse, die im Februar 1909 zur Welt gekommen war, und als letzte meine Tante Ursula, genannt Ulle, die im Dezember 1914 geboren war. Sie ist in die Schweiz gegangen und dort geblieben.“ Ein weiteres Kind von Gertrud und Richard Teppich war tot zur Welt gekommen. Anita, die so jung gestorben war, hatte an Kinderlähmung gelitten.

Bevor sie Berlin 1938 verließen, waren Gabriele und ihre Mutter nach Lugano gefahren und hatten Ulle besucht. Erst nach dem Krieg sollten sich Nichte und Tante näher kennenlernen. Vielleicht wollte Ilse Silten herausfinden, ob es eine Möglichkeit gab, ebenfalls in die Schweiz zu entkommen, vielleicht hatte sie einfach Sehnsucht nach ihrer kleinen Schwester gehabt, und vielleicht traf beides zu. An der Grenze fragte noch niemand nach Pässen mit einem Stempel „J“ für „Jude“, dessen Einführung die Schweizer den Nazibehörden angeraten hatten, damit Grenzbeamte Touristen und Geschäftsreisende von Verfolgten und Flüchtlingen unterscheiden konnten. "Das Rettungsboot ist voll", hatte ein Schweizer Politiker, Eduard von Steiger, gesagt. Etwa 11000 Flüchtlinge lebten zu diesem Zeitpunkt in der Schweiz, ungezählte andere waren bereits an den Grenzen zurückgeschickt worden. Die Konferenz von Evian von 1938 hatte Erwartungen geweckt, ohne sie im Mindesten zu erfüllen. Auf der ganzen Welt schlossen sich Türen, ein paar davon leise, andere mit einem lauten Knall. Sogar Länder wie die Niederlande veränderten ihre Politik. Jede Minute zählte. Jeder Strohalm konnte sich in eine rettende Brücke verwandeln.

Die Siltens, lange Zeit eine überaus respektierte Familie, wohnten in der Knesebeckstraße 28 im bürgerlichen Wilmersdorf. In ihrer Kindheit hatte R. Gabriele S. Silten keine Berührung mit der jüdischen Religion. Alles, was sie darüber weiß, hat sie von einem Rabbi gelernt, von den Achtzigern an. Heute liebt sie jüdische Traditionen und die Musik und geht in die Synagoge. Ihre Eltern aber waren nicht religiös gewesen, hatten weder Chanukka noch Jom Kippur oder Pessach gefeiert, nicht koscher gegessen und auch keine Sabbatregeln eingehalten. Für die Nazis machte das keinen Unterschied.

"Als Kind hatte ich keine Ahnung, wer Hitler war, nur so eine Vorstellung, dass es da einen ‚bösen Mann‘ gab, der irgendwas tat", schreibt R. Gabriele S. Silten. "Das Wort Antisemitismus habe ich gelernt, als ich zwölf war, aber ich wusste schon früher, was es bedeutete, Juden zu hassen." In Berlin sind "Stolpersteine" verlegt worden, für die Siltens und für Gertrud Teppich, die in der Luisenstraße gelebt hatte, umgeben von ihren ausgestopften Hunden und Souvenirs aus glücklicheren Zeiten. Erhalten ist ein Foto aus dem Jahr 1923, das aufgenommen worden war, als sie mit ihrem Mann und ihrer strahlend schönen Tochter Urlaub auf der Nordseeinsel Norderney gemacht hatte. Die Sonne schien, aber am Horizont waren bereits dunkle Wolken aufgetaucht: In anderen Touristenorten, wie auf der Insel Borkum, akzeptierten Hotels schon keine jüdischen Gäste mehr. Jüdische Organisationen erteilten Ratschläge, wohin man fahren konnte und wo man besser nicht nach einem Zimmer fragte.

Inzwischen waren in Berlin und in allen anderen deutschen Städten in Deutschland Schilder an Restauranttüren, Theaterportalen und anderen Plätzen angebracht: "Für Juden verboten! Juden unerwünscht!" 1940 wurde Gertrud Teppich, geborene Herz, von den Nazis gezwungen, ihre geräumige Wohnung zu veräußern. Ihrer Haushälterin gelang es, sie zu kaufen, und die Witwe konnte in ihrer vertrauten Umgebung bleiben. Sie wohnte in der Luisenstraße, bis sie für einen Transport in ein Lager namens Auschwitz im besetzten Polen vorgesehen war. Wusste sie, was das bedeutete? Falls sie davon gehört hatte, entschied sie sich, nicht herauszufinden, ob die Gerüchte der Wahrheit entsprachen. Am 11. November 1942 nahm sich die 62-Jährige das Leben. Sie war vorbereitet. Der Schwiegervater ihrer Tochter hatte sie mit dem Gift versorgt. Es war sein Beruf, der die letzte Tür öffnete. Zu anderen Zeiten war er dazu da, die Gesundheit zu erhalten.

In dem wirtschaftlichen Auf und Ab der Weimarer Republik war das Familienoberhaupt der Silten in seiner Wissenschaft und seinem Geschäft erfolgreich gewesen. "Opa Ernst war ein Apotheker, seine Apotheke war die Kaiser Friedrich Apotheke in der damaligen Karlstraße", weiß Ruth Gabriele Sarah Silten. Die Apotheke existiert noch, wenn auch unter einem anderen Namen in der heutigen Reinhardtstraße. Es war nicht der einzige Namenswechsel. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte Ernst Silberstein, der 1866 in Königsberg, Ostpreußen, geboren war, den Familiennamen Silten angenommen. Er ging nach Berlin, machte mehrere Erfindungen und gründete eine pharmazeutische Fabrik, die "Sauerstoff Centrale für medizinische Zwecke Dr. Ernst Silten". Seine Firma stellte Inhaliergeräte her, unter anderem einen Apparat namens „Atmos“.

Ein Antidotarium, hergestellt in den Zwanzigern oder Dreißigern in Ernst Siltens Fabrik, eine handliche Ledertasche mit medizinischen Gegenmitteln für eine Soforthilfe bei Vergiftung, gehört zur Sammlung des Deutschen Apothekenmuseum im Heidelberger Schloss. Gift war, wie es das Schicksal wollte, die einzige Waffe, die Ernst Silten geblieben war. Als die Gestapo im März 1943 kam, um ihn zu holen, wurde er gewarnt und nahm Veronal. Vier Monate später tat seine Witwe das Gleiche in Westerbork, als ihr Name auf der Deportationsliste nach Auschwitz stand. „Sie sind meine Helden“, sagt R. Gabriele S. Silten über ihre beiden Großmütter und ihren Großvater.

Marta und Ernst Silten hatten zwei Söhne: Heinz war 1901 geboren, Fritz drei Jahre jünger. Fritz Silten wurde auch Apotheker, und wie sein Vater verfasste er eine Doktorarbeit. 1929 übernahm er die Apotheke. 1936 wurde die Familie von den Nazis genötigt, das Geschäft an einen "Arier" zu verkaufen. Die Fabrik im Osten der Hauptstadt wurde 1938 geschlossen. Drei Jahre später wurde sie unter dem Namen "Atmos" wieder eröffnet, und 1942 zog sie nach Freiburg um. Auf der Website des Unternehmens liest sich das so: "In einer Berliner Apotheke fing alles an. 1888 wird in Berlin die Kaiser Friedrich Apotheke von Dr. Ernst Silten gegründet, 30 Jahre später ist aus der Apotheke eine Sauerstoffzentrale geworden. Hier entsteht 1926 der erste so genannte ‚Saug-, Druck- und Heißluftapparat für medizinische Zwecke‘, die Kernkompetenz von ATMOS ist geboren. 1941 erhält das Unternehmen den Namen ATMOS und wechselt 1942 von Berlin nach Freiburg im Breisgau." Kein Wort darüber, was mit dem Mann geschah, der das medizinische Gerät entwickelt hatte. „Nach dem Krieg sind Vereinbarungen getroffen worden, für Zahlungen anstelle einer Rückgabe“, erinnert sich die Enkelin von Dr. Ernst Silten. Heute hat die Firma Kunden auf der ganzen Welt, und ihr Slogan klingt wie ein eingelöstes Versprechen: "Inventions for a better life."

Ein besseres Leben war, was sich Ernst Silten erhofft hatte, als er Königsberg verließ. Jahrzehnte später verloren er und seine Familie Stück für Stück alles, was sie hatten. "Mein Vater entschied, dass wir nach Amsterdam ziehen würden, wo es für Juden sicherer war", erinnert sich R. Gabriele S. Silten. Auch ihr Onkel Heinz war der Ansicht, dass es besser wäre zu gehen. Er emigrierte nach England und nannte sich von da an Henry. Als er im Alter von 52 Jahren an Krebs starb, hinterließ er eine Witwe. Die Frau hatte ihm geholfen, als er nach England gekommen war, und irgendwann hatten die beiden geheiratet.

Sein jüngerer Bruder hatte schon in den Dreißigern eine eigene Familie, um deren Wohl er sich sorgte. Im August 1931 hatten Fritz Silten und seine Braut Ilse Teppich geheiratet. 1933 wurde Ruth Gabriele geboren, ein kleines Mädchen mit dunklem Haar und großen braunen Augen. Gabi, wie die Familie sie nannte, sollte ein Einzelkind bleiben. Es gibt ein Foto von ihr, wie sie einen Raum betritt, ihren ehrwürdig aussehenden, formell gekleideten Opa Ernst an der Hand. Auch ein Doppelportrait der Zweijährigen und ihrer Omi Marta existiert: Die beiden kuscheln. Augenblicke völligen Friedens und Glücks.

Berlin zu verlassen, bedeutete, das kleine Mädchen aus seinem behüteten Umfeld zu reißen. "Mein erster Eindruck von Amsterdam war tatsächlich die Pension, in der meine Eltern und ich eine Weile wohnten, bis meine Mutter die Wohnung gefunden hatte", erinnert sich R. Gabriele S. Silten. "Ich blieb in der Obhut der Pensionswirtin, während mein Vater an der Arbeit war und meine Mutter auf Wohnungssuche." Sie fanden ein Apartment in der damaligen Noorder Amstellaan in Amsterdam Zuid, die nach dem Krieg in Churchilllaan umbenannt wurde. Das Exil in den Niederlanden hätte vorübergehend sein sollen, aber niemand wusste, wie lange es möglicherweise dauern konnte. "Ich musste eine ganz neue Sprache lernen, als ich dort in den Kindergarten kam", schreibt R. Gabriele S. Silten in einer E-Mail. "Aber ich habe bald neue Freunde gefunden."

Viele deutschsprachige Juden, Flüchtlinge aus Deutschland, Österreich, Breslau, Prag und anderen Teilen Europas lebten damals in Amsterdam Zuid, und ihre Kinder waren gut integriert. 1939 kam Marta Silten, Omi Marta, um bei der kleinen Familie zu wohnen. Nach dem "Anschluss" des Sudetenlandes und Österreichs, nach den Pogromen vom November 1938 in Deutschland und der Deportation von Tausenden jüdischer Männer in Konzentrationslager wie Dachau bei München, Buchenwald bei Weimar und Sachsenhausen bei Berlin hofften sogar diejenigen zu entkommen, die versucht hatten, sich selbst davon zu überzeugen, dass es nicht mehr schlimmer kommen konnte.

Im Mai 1940 überschritt die deutsche Wehrmacht die holländische Grenze und fiel in das Nachbarland ein. "Ich sah die Soldaten von unserem Fenster aus marschieren", erinnert sich R. Gabriele S. Silten. "Von da an hatte ich Angst. Meist, wenn ich auf der Straße war und nicht wusste, ob ich Deutsch sprechen sollte, wenn sie mich ansprechen würden, oder Niederländisch. Ich wusste nicht, was sicherer war. In der Schule mussten wir den gelben ‚Judenstern‘ tragen, und ich konnte nicht mehr mit meinen christlichen Freunden spielen.“ Zumindest nicht draußen. Zum Glück wohnte ihre beste Freundin Carla in der Wohnung über ihr. „Carlas Familie war katholisch, praktizierte aber den Glauben nicht. Carla und ich spielten zusammen und haben uns gegenseitig zu Hause besucht, um zu spielen.“ Die Dachböden waren miteinander verbunden durch eine niedrige Tür, und so konnten Gabriele und Carla zusammenkommen, als es verboten war.



Gabriele Silten als achtjähriges Schulkind in Amsterdam.

Schon bald lernte der junge Flüchtling alles über die unterschiedlichen Uniformen. Schwarz bedeutete, es war ein niederländischer Polizeibeamter. „Und du bist stehen geblieben.“ Grün bedeutete, es war ein deutscher Soldat. „Und du bist gerannt.“ In der jüdischen Schule, die Gabriele jetzt zu besuchen hatte, hielten die Lehrer die Kinder dazu an, vorsichtig zu sein und zu lügen, sollte ein Deutscher in Uniform beispielsweise fragen, wie dieses oder jenes Obst schmeckte. "Wir durften keine Früchte haben."

In der niederländischen Buchreihe "Witnessing the Holocaust", herausgegeben von Tom Bijvoet, war R. Gabriele S. Silten eine von 16 Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die auf Englisch über das berichteten, was sie erlebt hatten: "Wenn wir morgens ins Klassenzimmer kamen, haben die Lehrer als Erstes nachgesehen, ob wir alle einen gelben Stern hatten. Falls ein Kind keinen hatte, mussten sie einen Pullover oder irgendein anderes Kleidungsstück borgen gehen. Das war gegen das Gesetz, aber zumindest hatte jeder einen gelben Stern. Die nächste Lektion war: ‚Was würdest du sagen, falls ein Soldat in die Klasse käme und dich fragen würde, wann deine Eltern gestern Abend heimgekommen sind?‘ Die Antwort musste natürlich sein, ‚vor acht Uhr‘ (Sperrstunde), aber nicht zu nah dran. Irgendetwas wie halb acht oder Viertel nach sechs, damit es glaubhaft klang.“ Und sie fügte hinzu: "Als Juden war es uns nicht erlaubt, ins Kino oder ins Schwimmbad zu gehen, auf Parkbänken zu sitzen, im Park zu spielen, Radios zu besitzen, einzukaufen, außer zwischen drei

und fünf Uhr nachmittags, ins Theater zu gehen, in Konzerte oder wenigstens in den Zirkus. Es war uns nicht gestattet, den öffentlichen Nahverkehr zu nutzen. Jüdische Männer verloren ihre Arbeitsstelle, sie durften nicht länger Journalisten sein, keine Dirigenten, Ärzte, Rechtsanwälte oder Angehörige anderer Berufe.“ Und es gab Augenblicke der deutschen Inquisition, auch für Kinder. „Einmal“, erinnert sich Gabriele Silten, „kamen sie ins Klassenzimmer, und einmal haben sie mich auf der Straße angehalten...“

Zu Hause standen ein Rucksack und ein „Brotsack“, vollgestopft mit Kleidern und Dokumenten, bereit. Kinder und ihre Familien verschwanden von einem Tag zum anderen, weil sie „weggebracht“ worden oder untergetaucht waren. Regelmäßig wurden Lehrer ausgetauscht, wie die 49-Jährige im April 1983 in einem Interview am Rande einer Versammlung von Holocaustüberlebenden berichtete. Das Audio und ein Video von einer anderen Gelegenheit sind gemeinsam mit anderen Dokumenten auf der Website des United States Holocaust Memorial Museum (USHMM) zu finden.

Anders als die Franks aus Frankfurt entschieden sich Fritz and Ilse Silten gegen das Untertauchen. Und während Betty und Karl Baer aus Hessen mit ihrem Sohn Alfred in der benachbarten Biesboschstraat Zuflucht gefunden und ihren jüngeren Sohn Herbert mit einem Kindertransport nach England in Sicherheit gebracht hatten, war es für sie keine Option gewesen, sich von ihrem einzigen Kind zu trennen. „Besser zusammen leben oder sterben als aufgeteilt werden“, hatte Gabrielles Vater gesagt. Die zehn Jahre alte Puppenmutter aber hatte ihre eigene Entscheidung getroffen. Als immer mehr Juden deportiert wurden, war sie bereit, ihre Bärin und das Eichhörnchen wegzugeben. „Ich habe Carla gefragt, ob Brunette bei ihr ‚untertauchen‘ könnte, und sie hat ja gesagt.“

Die Razzien begannen. Das erste Mal wurden die Siltens nachts verhaftet. Sie wurden zu dem städtischen Theater gebracht, das zu einem Sammellager geworden war, durften aber nach Hause zurückkehren. Und dann kam der 20. Juni 1943, ein warmer, sonniger Sonntag, der Tag einer Verhaftungswelle. In dieser großen Razzia wurden die Großmutter, die Mutter, der Vater und die Tochter die Treppen hinunter geführt, während christliche Nachbarn zusahen. Einige von ihnen weinten, unfähig zu helfen. „Viele Leute standen auf der Straße oder hingen am Fenster und beobachteten, was vor sich ging“, schrieb R. Gabriele S. Silten in der holländischen Buchreihe. „Aber nicht jeder war feindselig. Ich erinnere mich deutlich daran, dass Frau Gijtenbeek, die Besitzerin des Lebensmittelladens an der Ecke, zu mir gekommen ist mit einer kleinen Tüte in ihrer Hand. In der Tüte waren Süßigkeiten, die sie mir geben wollte.“ Gabriele hatte ihrer Freundin schnell noch eine Nachricht hinterlassen. Sie nahm ihre Puppe Peter mit und wusste Brunette in Sicherheit. Ein bisschen später gingen Carlas Eltern in die verwaiste Wohnung und holten ein paar Dinge, um sie für die Siltens aufzuheben.

Die Gruppe wurde zu einem Platz in Amsterdam gebracht und dann zum Hauptbahnhof. In einem Viehwagon fuhren sie nach Westerbork. Die Schiebetüren waren eine Kinderhand breit offen, das reichte, um ein bisschen Luft hereinzulassen, aber nicht genug, um viel zu sehen oder hinauszukommen. Sie brauchten zwölf Stunden, obwohl es nicht weit war. „Alle hatten große Angst. Wir wussten nicht, wohin es ging.“ Nach der Ankunft fand sich Ruth Gabriele Silten vor einer der Baracken wieder. „Wir mussten uns in Westerbork registrieren lassen. Meine Eltern gingen hinein und ließen mich draußen auf einem Stuhl zurück. Nach einer langen Weile fing ich an zu weinen.“ Irgendwer musste ihre Mutter informiert haben, also kam sie, um sie zu holen. Die Inhaftierten schliefen in schlafsaalähnlich eingerichteten Räumen in Stockbetten, auf einer Seite Frauen und Mädchen, auf der anderen Männer und Jungen. Die Ernährung war schlecht. R. Gabriele S. Silten erinnert sich nur an Brot, obwohl sie sicher ist, dass es auch etwas anderes zu essen gegeben hat. Tagsüber arbeiteten ihre Eltern, und sie selbst lernte, etwas zu stehlen, das man gegen Lebensmittel eintauschen konnte. Als die Großmutter das Gift genommen hatte und gestorben war, erzählten Ilse und Fritz Silten ihrer Tochter, Omi Marta sei krank gewesen. In einem E-Mail-Interview für die Online-Gedenkseite „Never again“ von Chris Doyle erinnerte sich die Zeitzeugin 2009, was sie gefühlt hatte: „Ich habe sie sehr vermisst, vor allem anfangs. Sie war diejenige, die mir beim Rechnenlernen geholfen hat, als sie bei uns lebte, sie hat Kleider für meine Puppe genäht und mir gezeigt, wie man Zöpfe flicht. Ich habe all das vermisst. Aber Westerbork war so ein schrecklicher Ort, dass Kinder dort über Nacht erwachsen wurden. Ich wurde unabhängiger und spielte weniger, wenn überhaupt.“

1944 wurden die drei nach Theresienstadt (Terezin) gebracht, eine frühere Garnisonstadt in der Nähe von Prag, die in ein Konzentrationslager verwandelt worden war. „In Theresienstadt war ich die ganze Zeit hungrig“, schreibt R. Gabriele S. Silten. Was sie zu essen bekam, war hauptsächlich Kartoffelsuppe, die an Spülwasser erinnerte, mit ein paar Kartoffelschalen darin. Als die SS den Propagandafilm „Der Führer

schenkt den Juden eine Stadt“ drehen ließ, wurden Gabriele und ihre Mutter gezwungen, „Statistinnen“ zu sein. Ihre Haare wurden frisiert, Make-up und andere Kleider wurden gestellt. Und zur Abwechslung trugen nicht alle einen gelben Stern über dem Herzen.

Im Jahr 1989 wurde R. Gabriele S. Silten von einer Gruppe anderer Überlebender ausgesucht, um ein Interview zu geben, eine Video-Aussage über die Situation im Lager. „Es sind Menschen gestorben, Tag und Nacht, es wurden Leute gehängt in der Mitte der Stadt“, erzählte sie einer Interviewerin. „Es grassierten viele Krankheiten. Die Überlebensrate von Theresienstadt ist ganz genauso hoch wie die Überlebensrate von Bergen-Belsen. Ein Drittel der Leute, die dort hingbracht wurden, überlebte.“ Entweder starben sie in Theresienstadt oder sie wurden deportiert nach Sobibor oder Auschwitz und andere Orte. Als der Film fertig war, wurden die meisten der Mitwirkenden auf die Liste für einen Transport nach Auschwitz gesetzt und vergast, auch der Regisseur und Drehbuchschreiber, der jüdische Schauspieler und Sänger Kurt Gerron (Gerson), und Gabrieles zwei Jahre jüngeren Freund Hans Cossen aus Norden in Ostfriesland. „Hans ist am 19. Oktober 1944 gestorben“, hat sie Jahrzehnte später herausgefunden, als sie eine Anfrage an ein Museum in Israel stellte.

Kurt Gerron, der mit Marlene Dietrich in „Der Blaue Engel“ gespielt und 1941 Regie geführt hatte bei der Show „Muziek! Muziek!“ in der Hollandsche Schouwburg in Amsterdam, hatte gehofft, sein Leben zu retten, indem er kooperierte. Er wurde im Alter von 47 Jahren am 30. Oktober 1944 in Auschwitz ermordet. Sein Drehbuch überstand die Nazizeit. Kurt Gerron hatte die Papiere Fritz Silten anvertraut, der sie aufbewahrte und sie nach dem Krieg an den Schriftsteller und Holocaustüberlebenden H. G. Adler („Theresienstadt 1941-1945. Antlitz einer Zwangsgemeinschaft“ aus dem Jahr 1955) übergeben hatte, wie Dokumente der Wiener Library for the Study of the Holocaust and Genocide in London nahelegen. Die Bücherei ist nach Alfred Wiener (1885-1964) benannt, einem langjährigen Repräsentanten des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Wiener hatte die Verbrechen des Nazi-Regimes ab 1933 in Amsterdam dokumentiert. Das Archiv, das er 1939 nach London in Sicherheit brachte, gilt heute als älteste Stelle zur Erforschung des Holocaust.

In Theresienstadt mussten vom Herbst 1944 an selbst zehnjährige Kinder arbeiten. Gabriele wurde zunächst als Botin eingesetzt. Schon bald aber musste sie eine andere Aufgabe übernehmen. „Sie äscherten die Leichen von Menschen ein, die an Hunger, Krankheiten, Folter oder an etwas anderem gestorben waren.“ Kinder bildeten eine lebende Kette, reichten Kartons mit Asche weiter, vom Krematorium bis zu einem Lastwagen. Für diese Arbeit habe sie ein kleines Stückchen Wurst extra bekommen, erzählt die Zeitzeugin.

Theresienstadt sei nach Nationalitäten aufgeteilt gewesen, hat R. Gabriele S. Silten 1983 in einem Interview gesagt. Wie im Exil lebten die Siltens mit niederländischen Juden zusammen: Sie waren in den sogenannten „Hamburger Baracken“ untergebracht. Fritz Silten arbeitete zunächst als Straßenfeger, dann als Apotheker, Ilse Silten zuerst als Reinemachefrau, dann in der Glimmerfabrik. R. Gabriele S. Silten erinnert sich an illegale Schulen und Versammlungen und daran, dass Leute von Theresienstadt aus in den Osten geschickt wurden. „Osten“ war ein Euphemismus für Auschwitz.

Was sie damals nicht wusste, war, dass jemand die Hand über sie hielt: Heinrich Dräger, ein Gasmaskenfabrikant, versuchte die Siltens zu retten. Die Journalistinnen Susanne Krejsa und Johanna Lutteroth haben 2012 im Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ darüber geschrieben. Heinrich Dräger war Mitglied der NSDAP – und ein alter Geschäftsfreund von Ernst Silten. 30 Jahre lang hatten die beiden zusammengearbeitet. Im November 1940 bat Ernst Silten den Lübecker Fabrikbesitzer, seiner Familie beizustehen („Wenn Sie helfen könnten, würden Sie mich zu großem Dank verpflichten“). Immerhin hatte Dräger gute Kontakte zum Nazi-Regime, die er nutzen konnte. Unter anderem kannte er den Stadtkommandanten von Amsterdam, Hans Böhmcker, der Senator in Lübeck gewesen war. Fritz Silten hoffte darauf, Visa für Argentinien oder Palästina zu bekommen, doch Böhmcker behauptete, er könne im Augenblick nichts tun. Wenig später hörte Ernst Silten von einem Anwalt, der das vermutlich nicht von sich sagen würde. Der westfälische SS-Mann Helmut Pfeiffer (1907-1945) war die rechte Hand von Hans Frank im Reichssicherheitshauptamt.

Heinrich Dräger kaufte Zeit von Helmut Pfeiffer. Er bezahlte gut für einen Trick, der zunächst die Deportation von Ernst Silten hinauszögern sollte. Der Apotheker und Wissenschaftler wurde als kriegswichtig eingestuft, weil er angeblich in seiner früheren Fabrik an einer Methode zur schnelleren Wundheilung arbeitete. Nach der großen Razzia im Februar 1943 in Berlin und dem Freitod von Ernst Silten setzte Heinrich Dräger einiges daran, die Familie seines Freundes in Amsterdam zu retten. In einer geheimen Mission brachte Franz Missfeld, ein wichtiger Mitarbeiter der Drägerwerke, Forschungsunterlagen von Ernst Silten in die Niederlande. Und er konnte eine Stellungnahme des Leiters der Lübecker Klinik vorlegen, in der es hieß, dass Fritz Silten in der Lage sei, die Forschung seines Vaters fortzusetzen. Dräger drängte Pfeiffer dazu, zu tun, was unmöglich erschien, und soll ihm allein zwischen März 1944 und Januar 1945 rund 75 000 Reichsmark gezahlt haben, den Gegenwert von etwa 240 000 Euro. „Ich habe von Herrn Dräger erst vor vier oder fünf Jahren erfahren“, schreibt R. Gabriele S. Silten. „Ich wusste, wir hatten Hilfe, wusste aber nicht, wer es war oder wie er uns geholfen hatte. Von Susanne Krejsa habe ich erfahren, dass es Heinrich Dräger war. Ich erinnere mich vage daran, dass mein Vater und ich ihn besucht haben, aber an sonst nichts. Er ist inzwischen tot, aber ich habe an seinen Sohn geschrieben, um ihm für die Hilfe seines Vaters zu danken.“

Ab Mai 1944 hatte Fritz Silten sein eigenes Labor und eine andere Unterkunft für seine Familie. Am 9. Mai 1945 befreite die Sowjetarmee das Konzentrationslager, und die russischen Soldaten öffneten die Türen, auch die zur Quarantänestation, in der diejenigen untergebracht waren, die sich mit Typhus angesteckt hatten. Fritz Silten, der Apotheker, musste dabei helfen, sie zurückzubringen. Das Sterben ging ohnehin weiter.

Ilse, Fritz and Gabriele Silten gehörten zu denen, die im Juni 1945 in die Niederlande zurückkehrten. „Wir sind mit Armeeflugzeugen geflogen und dann in Zügen nach Hause gefahren“, erinnert sich die Zeitzeugin. Etwa eine Woche blieben sie in der Philipps-Fabrik in Eindhoven, dann wurden sie in die Hauptstadt gebracht, die zur Feier der Befreiung über und über dekoriert war. Die Siltens wurden erwartet. Gabriele bekam ihre Teddybärin Brunette zurück. Das Eichhörnchen aber war weg. „Es hat den Krieg nicht überlebt. Carla hat es versehentlich einem Soldaten gegeben, der Holland befreit hatte“, schreibt R. Gabriele S. Silten aus den USA. „Ich habe jetzt ein anderes Eichhörnchen von Steiff, das ich hier gekauft habe. Es ist nicht das gleiche wie das Original, aber es erfüllt seinen Zweck.“

Gabrieles Kindheit war ein für allemal vorbei. „Ich habe mich nie wieder wie ein Kind gefühlt. Die Nachkriegsjahre waren schwierig, weil noch mehr als fünf Jahre lang alles rationiert war. Aber obwohl wir die Marken hatten, waren die Dinge nicht erhältlich. Wir hatten Marken für Fleisch und Eier, aber es gab keine. Auch viele andere Sachen nicht. Die Deutschen hatten die niederländischen Felder mit Salzwasser geflutet und ruiniert, all unsere Rinder und all unser Geflügel mitgenommen, und so war nichts übrig für die Niederländer.“

Und wer war sie? Die Nazis hatten sie gelehrt, dass sie keine Deutsche mehr war, aber war sie wirklich Holländerin? Obwohl die NS-Gesetze etwas anderes behauptet hatten, war sie nicht jüdisch gewesen. Das hat sich erst in Amerika geändert. Und während jüdische Frauen im „Dritten Reich“, von Januar 1939 an, gezwungen worden waren, Sara als zweiten Vornamen anzunehmen, entschied sie selbst dazu, Sarah zu sein. Wie die Frau von Abraham und Mutter von Isaak, deren Enkel die zwölf Stämme Israels gegründet hatten. Eine Mutter vieler Nationen und ein Kind von mehr als einer.

Es hatte sich großartig angefühlt, zurück in Amsterdam zu sein. „Ich konnte endlich wieder meine eigene Sprache sprechen und hatte keine Angst mehr vor Soldaten.“ Aber das Leben war noch nicht wieder normal. „Wir haben etwa ein Jahr bei Carlas Familie gelebt, bevor wir unsere Wohnung zurückbekamen. Eine holländische Nazi-Frau hatte sie bewohnt. Carlas Familie hatte sie der Polizei gemeldet. Als sie schließlich verhaftet wurde, konnten wir zurück in unser altes Apartment. In der Zwischenzeit hat es Carlas Familie irgendwie geschafft, die Nahrung für vier so zu strecken, dass sie für sieben reichte. Sie sind meine stillen Helden.“

Nach der Befreiung sprach niemand über das, was die Familie durchgemacht hatte. Die Großeltern waren tot, alle Geschwister der Großeltern und deren Nachkommen ermordet worden. „Nach dem Krieg haben

meine Eltern darüber geschwiegen“, schreibt R. Gabriele S. Silten. “Ich bin sicher, das Leben war schwierig für sie, weil wir, als wir zurückkamen, nur noch das hatten, was wir auf dem Leib trugen, und nichts anderes. Mein Vater arbeitete weiter als Apotheker, in der Fabrik von jemand anderem, und irgendwann hat er wieder sein eigenes Geschäft aufgebaut. Vor dem Krieg hatte meine Mutter nie außerhalb des Hauses gearbeitet und tat das auch nicht nach dem Krieg. Ich ging wieder in die Schule, in die Grundschule. Meine Eltern sagten, dass es meine Aufgabe war, gute Noten zu bekommen und an die Zukunft zu denken. Aber als wir zurück waren, hatte ich keine Ahnung, was meine Zukunft sein könnte. Tatsächlich wusste ich nicht, was Zukunft überhaupt bedeutete. Ich hatte keine Hoffnungen, keine Wünsche und viele Ängste. Ich lebte von einem Tag zum nächsten. Immerhin konnte ich nie wissen, was passieren könnte. Die Deutschen waren einmal gekommen, sie könnten wiederkommen – oder jemand anders könnte kommen. Ich hatte auch Probleme in der Schule, weil ich die dritte und die vierte Klasse verpasst hatte und nach dem Krieg direkt in die fünfte Klasse gekommen war. Also war es schwierig, manche Dinge zu verstehen. Und zu allem Überfluss war ich kurzsichtig geworden und konnte an der Tafel nichts erkennen. Aber das war mir nicht klar. Ich dachte, jeder würde so sehen. Irgendwann haben es meine Eltern herausgefunden, und ich bekam eine Brille und konnte sehen. Ich war nach dem Krieg auch oft krank, wahrscheinlich wegen des Krieges. Meine Mutter hatte auch Gesundheitsprobleme. Alles in allem war das Leben also schwierig.“

Man nahm damals an, dass Kinder sich der Gefahr nicht bewusst gewesen waren, in der sie gewesen waren, und dass sie vor dem Schlimmsten bewahrt worden waren. Was war aus jener Familie, diesem Freund, der oder der Nachbarin geworden? Sie sind nicht zurückgekommen, pflegten die Leute zu sagen. Und sobald klar wurde, was es mit Auschwitz auf sich hatte, schwand die Wahrscheinlichkeit, sich wiederzusehen.



Gabriele Silten im Alter von sechs Jahren.

Zwei Fotos sind an eine Mail aus Kalifornien angehängt. Auf dem älteren, aufgenommen im Dezember 1939, sitzt ein Schulmädchen vor einem Bild mit dem Zwarte Piet und Sinterklaas, und grinst in die Kamera. Und dann gibt es ein Porträt, aufgenommen nach der Befreiung, am Bahnhof von Amsterdam. Es zeigt eine sehr junge Erwachsene, nach zwei Jahren im Konzentrationslager. Der Kontrast spricht für sich selbst. War dieses Kind in der Lage, noch irgendjemandem zu vertrauen? „Ich habe nur mir selbst vertraut, nicht einmal meinen Eltern voll und ganz, weil wir in die Lager geschickt worden waren. Ich war dort sehr unabhängig geworden, eine Erwachsene schon im Alter von acht Jahren, von einem Tag zum nächsten, wegen des Krieges und den Soldaten um uns herum.“



Gabriele Silten im Alter von zwölf Jahren, nach ihrer Rückkehr aus Theresienstadt.

Bis heute hasst sie Uniformen und hohe Stiefel und hält Ausschau nach einem zweiten Ausgang, wo auch immer sie ist. „Ich werfe immer noch einen Blick über meine Schulter, um zu sehen, wer da ist, und traue praktisch niemandem. Ich denke immer: Würden sie mich verstecken, wenn es so käme? Andere, die den Holocaust auch als Kinder überlebt haben, empfinden das genauso, wie sie mir gesagt haben. Bis ich 1985 in Therapie gegangen bin, hatte ich das Gefühl, wir, die Juden, seien ‚böse‘ gewesen, und die Deutschen hätten uns deshalb verschleppt. Ich hatte eine Art ‚schwarzen Fleck‘ in mir, und es machte mir Angst, jüdisch zu sein. Das blieb so, bis ich die Therapie begann. Eine ziemlich lange Zeit! Die Therapie hat mir unheimlich geholfen.“ Auch heute noch geben geschlossene Türen ihr ein Gefühl von Sicherheit, genau wie eine verschlossene Gartenpforte, wie Leute, die sie kennt, und Orte, die ihr vertraut sind. „Bis zu einem gewissen Punkt ist meine Synagoge Sicherheit für mich, aber nicht vollständig.“ Und Freiheit? „Das bedeutet, dass ich hingehen kann, wohin ich will, und wann ich will. Es bedeutet, einen wunderbaren Beruf gehabt zu haben. Es bedeutet, warmes Wasser zu haben, wenn ich welches will, Essen in meinem Kühlschrank, mich mit warmem Wasser zu waschen, in einem sauberen Bett zu schlafen mit Betttüchern und einer echten Matratze und ohne Flöhe oder andere Insekten. Ich nehme an, Sicherheit ist all das auch.“

Im Alter von 25 Jahren ging Gabriele Silten in die Vereinigten Staaten, um Freunde ihrer Eltern zu besuchen, und entschied sich, dort zu bleiben. Es war ein Neuanfang, in mehrfacher Hinsicht, beim Namen angefangen. „Meine Eltern und Großeltern nannten mich Gabi, aber die Amerikaner wussten nicht, wie man das richtig ausspricht, also bin ich zu meinem vollen Namen zurückgekehrt. Nur ein paar alte Freundinnen und Freunde nennen mich noch Gabi, und die meisten von ihnen sind Europäer oder Einwanderer.“ In Amsterdam hatte sie Englisch, Französisch und Deutsch in der Oberstufe gelernt. Viel später unterrichtete sie auch gelegentlich Italienisch und Spanisch als Professorin für Fremdsprachen. In den USA war sie zur University of California Los Angeles (UCLA) gewechselt und hatte ein Leben auf einem anderen Kontinent begonnen. „Es hat sich wie eine Befreiung angefühlt, dort zu sein, an einem Ort, an dem es keine Gespenster gab. Niemand hat mich damals nach meiner Vergangenheit gefragt, und ich sprach nicht darüber. Das hat sich geändert, als Holocaustüberlebende begannen, sich zu erkennen zu geben, und anfangen, über ihre Erfahrungen zu sprechen und zu schreiben. Davor hatte niemand etwas darüber hören wollen. Bei meinen Eltern war das Thema Krieg und alles, was damit zusammenhing, total tabu. Es wurde nie darüber gesprochen. Ich weiß nicht, wie meine Eltern zurechtgekommen sind.“ Sie selbst fing an, davon zu träumen, und entwickelte Symptome von posttraumatischem Stress. Also entschied sie sich mit 52 Jahren, eine Therapie bei einem Psychologen zu machen, der mehr oder weniger auf die Kinder spezialisiert war, die den Holocaust überlebt hatten. „Das half enorm. Es gibt immer noch ein paar Gespenster, aber ich weiß mit ihnen umzugehen.“

Wie Hilda Stern Cohen aus Nieder-Ohmen und andere Holocaustüberlebende hat Gabriele S. Silten Gedichte geschrieben und irgendwann auch Prosa. Mehrere Bücher sind veröffentlicht worden, eines enthält das Gedicht „Passover Story“, ihre Version des Exodus: “When, at long last, our thralldom ended, each of us, alone, incognizant of others of our kind, wandered for forty years in a desert of hallucinations, seeing family and friends, dead long ago; hearing their comforting voices, stilled long ago...” Als, nach langer Zeit, unsere Knechtschaft endete, wanderte jeder und jede von uns, allein, die uns ähnlich waren ausblendend, vierzig Jahre lang durch eine Wüste von Halluzinationen, sahen Familienangehörige und Freunde, seit Langem tot, hörten ihre tröstlichen Stimmen, vor langer Zeit zum Schweigen gebracht...

Das erste Mal hatte sie ihre Geschichte mit einer Gruppe geteilt, kurz nachdem sie Therapie begonnen hatte. Ihr Publikum war eine Seminargruppe an der Uni. “Danach waren es meist High-School-Klassen oder andere Gruppen, Kirchenrunden zum Beispiel oder Clubs. Es war sehr schwierig beim ersten Mal, und das ist es auch geblieben. Nach 25 Jahren habe ich es als gefühlsmäßig zu schwierig empfunden und aufgehört, mit ein paar Ausnahmen, wie die Hillel-Gruppe in meinen örtlichen Colleges. Ich war mit niemandem in Deutschland in Kontakt, obwohl eine Freundin von mir, die auch in Theresienstadt war, regelmäßig nach Deutschland geht, um in Schulen zu sprechen.”

Weil andere sie dazu drängten, hat R. Gabriele S. Silten ihre eigene Geschichte aufgeschrieben. In Englisch. „Es gibt so etwas wie eine Heimat in der Sprache“, räumt sie ein. “Hauptsächlich ist das heute Englisch für mich. Niederländisch auch, aber in zweiter Hinsicht. Deutsch kann ich sprechen, aber ich tue es ungern. Es erinnert mich zu sehr an die Vergangenheit.“ Sie liebt Bücher über Jiddisch, wie Leo Rostens „Joy of Yiddish“. Wie Hebräisch ist es keine der Sprachen, die sie in Kursen oder durch Zuhören gelernt hat. „In Deutschland ist Jiddisch zu meiner Zeit nicht von assimilierten Leuten gesprochen worden, und in Holland überhaupt nicht. Erst ein paar Jahre später ist mir klar geworden, dass meine Mutter viele jiddische Worte in ihrer Alltagssprache verwendet hat.“ Du kannst nicht zwei Dinge gleichzeitig tun, nicht mit einem Hintern auf zwei Hochzeiten tanzen, hatte ihre Mutter gesagt. "Man kann nicht mit einem Tochtus auf zwei Hochzeiten tanzen." Und für den Abfalleimer verwendete sie den Ausdruck „Treifeeimer“. Diese Worte sind wie Geräusche aus der Vergangenheit, Souvenirs wie der steife, langbeinige, brünette Bär, dessen Schnauze mit ein paar Stichen und dunkler Wolle repariert worden ist. Gabriele und Carla sind Freundinnen fürs Leben geblieben. Aber weil Carla keine große Briefschreiberin war, schrieben sie einander selten und haben vor zwei Jahren den Kontakt verloren.

Das Wort Wiedergutmachung hat R. Gabriele S. Silten nach dem Krieg gelernt. Ihre Eltern haben von Amsterdam, London und Zürich aus Anträge gestellt. Und sie selbst reiste in den späten Neunzigern nach Deutschland, um ihren Anwalt zu treffen. „Es war schrecklich: Ich sah im Geist Naziflaggen und Soldaten und habe mich sehr unwohl gefühlt. Ich hatte damals dorthin gehen müssen, für die Wiedergutmachung, aber ich habe es gehasst und mir geschworen, dass ich nie zurückkehren würde. Und das habe ich tatsächlich nicht.“ Nicht einmal, als „Stolpersteine“ für ihre Großeltern und Eltern und sie selbst in Berlin verlegt worden waren. Und obwohl sie das Ganze angeregt hatte. “Ich denke, sie sind eine gute Idee.”

In den USA kam sie in Kontakt mit anderen Überlebenden, meist solchen, die Kinder gewesen waren. „Ich habe andere überlebende Kinder in Amsterdam getroffen, nach dem Krieg, aber weil niemand darüber sprach, wusste ich nicht, dass es Überlebende waren“, sagt sie. „Es gibt ‚Europa Cafés‘ in vielen Orten, aber ich habe nie teilgenommen, vor allem, weil die Fahrt zu weit ist.“ Sie hätte sich auch Stolpersteine in der Rivierenbuurt in Amsterdam gewünscht, aber es hieß, es würde lange dauern, weil es so viele Bewerbungen für das internationale Gedenkprojekt des deutschen Künstlers Gunter Demnig vorlägen. In Amsterdam gibt es inzwischen Metallbänder am Rand einiger Grachten, die Hollandsche Schouwburg, die in ein Sammellager verwandelt worden war, ist jetzt eine Gedenkstätte, und die einstige jüdische Kinderkrippe auf der anderen Seite der Plantage Middenlaan ein Museum. Es gibt das Jüdische Museum, das Anne Frank Huis und andere Orte, um sich zu erinnern, wie die Gedenkseite Joods Monument im Internet. An der Fassade der früheren jüdischen Schule an der Jekerstraat ist im Februar 2018 eine Erinnerungstafel für die Kinder und Jugendlichen angebracht worden, die von den deutschen Besatzern verschleppt worden und nicht zurückgekehrt waren. „Van de Duitse Bezetter weggevoerd“, steht darauf. „En keerden niet meer terug. Wij mogen hen nooit vergeten.“ Wir werden sie niemals vergessen.

Das erste autobiografische Prosabuch, veröffentlicht nach "High Tower Crumbling" (1991), einem der Gedichtbände von R. Gabriele S. Silten, trug den Titel "Between Two Worlds: Autobiography of a Child Survivor of the Holocaust" (1995), das zweite hieß "Is the War Over? Postwar Years of a Child Survivor of the Holocaust" (2004). Auf der Website des Museum of Tolerance findet sich ein Interview mit der Autorin. Toleranz ist nicht das Wort, das sie verwenden würde, und sie ist immer auf der Suche nach dem richtigen, authentischen Ausdruck, als Zeitzeugin und als Schriftstellerin, ganz sicher auch als Dichterin und Interviewpartnerin. "Die Leute sprechen von ‚Toleranz‘. Es bedeutete, dass du es mit Leuten aushältst, aber nicht notwendigerweise, dass du sie auch akzeptierst oder magst. Du wirst in der Schule oder irgendwo anders neben sie gesetzt und musst damit umgehen." Sie zieht das Wort „akzeptieren“ vor. „Für mich bedeutet es, dass man keinen Unterschied macht bei Leuten. Wenn ich in Schulen und vor anderen Gruppen spreche, sage ich ihnen, sie sollen andere Menschen so nehmen, wie sie sind. Es ist egal, wie sie aussehen, was für eine Farbe ihre Haut hat oder welche Augenform sie haben. Innen drin sind wir alle gleich." Es ist ihre Botschaft, ein Ratschlag, der zu einer friedlichen Welt führt, eine Welt ohne Gespenster.



R. Gabriele S. Silten 2019 in Kalifornien.

Nach-Vor-wort

Am Ende von Recherchen stehen neue Recherchen. Wer war Hans Cossen? Diese Frage hat mich beschäftigt. Ruth Gabriele Sarah Silten war davon ausgegangen, dass Hans, ihr bester Freund in Theresienstadt, ein Amsterdamer gewesen war. Tatsächlich aber stammte der Junge aus Norden in Ostfriesland und war wie sie in den Niederlanden im Exil gewesen. Eine Suche auf der Website Joods Monument, eine Anfrage an die Max-Windmüller-Gesellschaft in Emden und eine weitere Mail reichten, um den Kontakt zu Dieter Thomsen herzustellen, einem Verwandten des in Auschwitz ermordeten Jungen. Seine Mutter Berta Katmann war eine uneheliche Tochter von Hermann Cossen, der in Norden begraben liegt. Wann immer sie ihre nichtjüdische Mutter in der NS-Zeit besuchte, musste Berta Katmann auf der Hut sein. Wie viel sicherer war die junge Norderin, die von den Nazis als „Halbjüdin“ oder „Mischling ersten Grades“ eingestuft wurde, damals in Köln, wo kaum jemand sie kannte!

In der Heimatstadt der Cossens liegt ein „Stolperstein“ für Hans, der als Vierjähriger 1939 mit seiner Familie nach Amsterdam geflohen, später über Westerbork nach Theresienstadt deportiert und am 19. Oktober 1944 gemeinsam mit seiner Mutter und seinem älteren Bruder in Auschwitz ermordet worden war. Auch der Eltern Eduard Cossen (1899-1945) und Susanne Cossen (1903-1944), geborene de Löwe, des Bruders Werner Cossen (1932-1944) und der in Sobibor ermordeten Großmutter Selma de Löwe (1875-1943), geborene Löwenbach, wird vor dem ehemaligen Haus der Familie in Norden gedacht.

„Bei meinen Nachforschungen bin ich mit der Hilfe von einer sehr guten Freundin in Ashdod, Israel, auf die Nachkommen von Bernhard Cossen in Buenos Aires gestoßen“, schreibt Dieter Thomsen, der sich gemeinsam mit seiner Frau Ester im Ökumenischen Arbeitskreis Synagogenweg Norden engagiert. „Bernhard war ein Bruder von Hermann.“ Claudia de Levie, geborene Wolff, die in Argentinien zur Welt gekommene Freundin mit Wurzeln in Norden, kennt Susana Feldmann, eine Enkeltochter von Bernhard Cossen. Ihr Vetter Jack de Lowe ist ein Cousin von Hans Cossen. Jacks Mutter Hilda De Lowe, geborene Wolff, hat ebenfalls ihre Lebenserinnerungen veröffentlicht (die deutsche Übersetzung von Jutta Dauth ist unter dem Titel „Mein Kaleidoskop“ beim Verein Ökumenischer Arbeitskreis Synagogenweg Norden erhältlich, mehr unter www.ak-synagogenweg.de).

Und dann ging alles ganz schnell. Claudia de Levie brachte Jack de Lowe und Gabriele Silten miteinander in Kontakt. Mails in verschiedenen Sprachen wanderten zwischen vier Kontinenten hin und her, Ferngespräche wurden geführt. Wie war Hans, worüber haben sie damals geredet? Auf manche bisher unbeantwortete Frage kann die Zeitzeugin der Familie Antworten geben. Susanne Cossen, geborene de Löwe, hat Gabriele zum elften Geburtstag ein Geschenk gemacht, das sie nie vergessen hat: „eine Scheibe Brot mit etwas ‚Margarine‘ und etwas Zucker“. Es sei das beste Geschenk gewesen, das sie je erhalten habe, schreibt sie in einer Mail.

Es bleibt nicht bei der Korrespondenz. Jacks Bruder Peter lebt in Kalifornien, gerade einmal eine Autostunde von Gabriele Silten entfernt. Er hat vor, sie zu besuchen. Und auch Clifford Lester, ein weiterer Verwandter, hat Interesse angemeldet. Seine Mutter Ursula Löwenbach aus Hannover ist als Jugendliche in den Niederlanden untergetaucht, sein Vater Harry Lester konnte 1939 aus Berlin in die USA fliehen. Um Menschen zu gedenken, die in der Shoah umgekommen sind oder das Glück hatten, den Nazis zu entkommen, hat Clifford Lester einfühlsame, beeindruckende Porträts veröffentlicht. Der Fotografieprofessor spricht von schönen Seelen. Seine Internetseite nennt er „A Celebration of Life“, das Leben feiern. Und wir haben bei einem Treffen im September 2019 mit Dieter und Ester Thomsen einmal mehr festgestellt, wie glücklich Recherchen verlaufen können. Fortsetzung folgt – im wirklichen Leben.